

Unverkäufliche Leseprobe



Catalin Dorian Florescu
Der Nabel der Welt

2017. 235 S.: Gebunden
ISBN 978-3-406-71251-7

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/2026>

Catalin Dorian
Florescu

Der Nabel der Welt

Catalin Dorian
Florescu

Der Nabel der Welt

Erzählungen

C.H.Beck

1. Auflage 2017

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017

© Catalin Dorian Florescu, 2017

Umschlaggestaltung:

Geviert, Grafik und Typografie: Andrea Hollerieth

Umschlagabbildung:

© Benjamin Egerland / EyeEm / Getty Images (Mann auf Leiter),

© Kati Molin / Shutterstock (Mohnwiese)

Satz: a.visus, München

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier

(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)

Printed in Germany

ISBN 978 3 406 71251 7

www.chbeck.de

Inhalt

Vorwort

7

Der Nabel der Welt

13

Ich muss Deutschland

22

Gestrandete

56

Russisches Roulette

87

Hochzeitsnacht

113

Die Augen der Alten

139

Der letzte Kunde der Nacht

176

Der Geruch der Welt

196

11. September

204

Vorwort

Sie halten meinen ersten Erzählungsband in den Händen. Die neun hier versammelten Geschichten sind über einen Zeitraum von sechzehn Jahren entstanden und somit über die gesamte Länge meiner bisherigen literarischen Laufbahn. Stets hatte ein Roman für mich Priorität und ich prüfte, ob ein bestimmter Stoff nicht genug Substanz für die längere Form hätte. Das interessierte mich mehr.

Sechzehn Jahre also, und wenn das Tempo nicht zunimmt, wird es noch einmal so lange dauern. Aber die Waage könnte sich auch auf die andere Seite neigen. Denn die Recherchen und die Niederschrift der zwei jüngsten Geschichten – ‹Ich muss Deutschland› und ‹Russisches Roulette› – haben mich so angeregt, dass ich vielleicht häufiger die kürzere Form wählen werde. Immerhin habe ich mich bei ‹Russisches Roulette›, einer Geschichte aus meinem geliebten Turin, bewusst gegen die längere Fassung entschieden. Material dafür hatte ich allemal genug und genug blieb auch nach der Beendigung der Erzählung übrig. Damit aber ist die Idee eines Romans mit Turin-Bezug aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Alles begann mit einer Anfrage des Wagenbach Verlages kurz nach dem Erscheinen meines ersten Romans ‹Wunderzeit›. Ich sollte eine Kurzgeschichte für eine Anthologie der jungen Schweizer Literatur schreiben. Daraus wurde ‹Im Nabel der Welt› aus dem Jahr 2001. Obwohl sie im engeren Sinn keine

Kurzgeschichte ist – im vorliegenden Band trägt sie einen leicht abgeänderten Titel –, sondern eher ein literarischer Bericht über eine Entwurzelung, finden sich in diesem Text in konzentrierter Form alle Elemente und Beweggründe meiner künftigen Prosa wieder: Aufbruch aus der Heimat, Suche nach Glück und Freiheit, Ankunft in einer unbekanntem Welt und die erneute Sehnsucht, diesmal nach dem, was man zurückgelassen hat. Im Besonderen aber: die Resilienz des Menschen angesichts der Widrigkeiten des Lebens.

Seit dem Ende des Kommunismus wirkt der Westen wie ein Magnet auf die Menschen des Ostens, die zwischen Provinzialismus und Chancenlosigkeit und dem Wunsch nach Veränderung gefangen sind. Heute verlassen den europäischen Osten viele hochqualifizierte Fachleute wie Ärzte und IT-Spezialisten und hinterlassen in der Heimat große Lücken in ihren Berufsfeldern. Bis dahin waren vor allem Millionen einfacher Leute losgezogen, um als billige Arbeitskräfte auf Gemüse- und Erdbeerfeldern, auf Baustellen oder als Pflegerinnen zu arbeiten.

Sie griffen nach der Chance, die sich ihnen anbot. Sie konnten Geld verdienen, sich in der Ferne eine bescheidene Existenz aufbauen und vor allem die Familie zu Hause unterstützen. Und man durfte noch mehr: seinen Traum vom Eigenheim in der Heimat verwirklichen. Man kaufte in der Stadt reizlose, enge Blockwohnungen, in denen man unter den Kommunisten zu wohnen gezwungen war, oder ließ sich auf dem Land solide, aber ebenso reizlose Häuser bauen.

Gerade aus den Dörfern sind viele ausgewandert und vollziehen jährlich das Ritual der Rückkehr nach Hause, im Sommer und an den Feiertagen, vollbepackt mit Geschenken für die zurückgelassenen Kinder, die Verwandtschaft, die Nachbarn.

Für kurze Zeit tankt man wieder Heimatgefühl, fühlt sich als Gleicher unter Gleichen – höchstens nur darin ungleich, dass man fremde Währung in der Tasche hat – und beaufsichtigt die Arbeit am eigenen Haus. Weil so viele das tun, verändert sich

der archaische, ursprüngliche Charakter ganzer Dörfer, die aus der Vormoderne direkt in eine beliebige Postmoderne katapultiert werden.

Das Phänomen ähnelt stark der großen Migration der fünfziger und sechziger Jahre aus dem armen europäischen Süden nach Nordeuropa. Dort wurden damals die jungen Männer gebraucht, um die Infrastruktur aufzubauen, die Frauen fanden Arbeit in der Fabrik. Das war die erste große Auswanderungswelle nach dem Krieg. Man erzählt sich heute noch von den vollgestopften Zügen aus Süditalien Richtung Norden und von den vor Menschen und Gepäck schwarzen Gleisen am Mailänder Bahnhof.

Was oft nur für ein paar Jahre gedacht war, wurde zu einem lebenslangen Zustand: das heimatlose Leben. Denn Italien nannte man Heimat, aber war sie es wirklich noch nach Jahrzehnten des Fernbleibens? Auch im Süden wurden Häuser gebaut und im Sommerurlaub Geschenke verteilt. Vielleicht mit demselben Gefühl der Schuld, mit dem Rumänen ihre zurückgelassenen Kinder beschenken, die bei den Großeltern aufwachsen und die sie nur dann und wann sehen.

Das ist möglicherweise der größte Schmerz, größer als die Demütigungen, die man als einfache Arbeitskraft im Westen erdulden muss. Der Schmerz, beim Aufwachsen der eigenen Kinder nicht dabei sein zu können und sie von sich zu entfremden. Im Gegensatz zu früher gibt es heute technische Mittel, die einem helfen sollten, die Entfernung zu überbrücken, gleichzeitig aber auch über die tiefgreifenden emotionalen und die Identität betreffenden Konsequenzen hinwegtäuschen, die mit einem Leben auf Distanz verbunden sind.

Am Abend, wenn man müde von der Arbeit nach Hause zurückgekehrt ist, schaltet man Skype ein, um mit den Kindern, dem Partner, den Eltern zu reden. Gelebte Beziehung ist das nicht.

In einer ähnlichen Situation befindet sich der junge Protagonist in ›Ich muss Deutschland‹. Seine Mutter arbeitet meistens im Ausland; die Großmutter ist die einzige, bei der er so etwas wie Nestwärme verspürt, aber sie wird immer zerbrechlicher und verwirrter. Er schielt Richtung Westen, denn ein Teil von ihm sehnt sich dorthin. In dieser Situation begegnet er einem anderen gleichaltrigen Mann aus Syrien, der ebenfalls in den Westen möchte, aber aus viel traurigeren und dramatischeren Gründen. Sie sind beide gleich alt, haben denselben Wunsch, aber ihre Lebensläufe könnten unterschiedlicher nicht sein.

Seit den Neunzigern und eigentlich bis heute gibt es noch eine andere Art, dem Osten den Rücken zu kehren. Heerscharen von Männern machten – und machen – sich auf den Weg nach Osteuropa, um eine Frau zu finden. Von der Ukraine bis Rumänien, von Moldawien bis Russland reichte und reicht diese Karawane der Sehnsüchtigen. Man nimmt an organisierten Reisen in die Städte des Ostens teil, wo einem eine bestimmte Anzahl Frauen in Kaffeehäusern oder Hotellobbys vorgestellt wird. Oder man sucht auf eigene Faust.

Solch arrangierte Beziehungen – wie in anderen Jahrhunderten in Europa oder heute noch an vielen anderen Orten der Welt – können zu Liebe führen. Und wenn nicht zu Liebe, dann hat man vielleicht mit ein wenig Glück jemanden gefunden, mit dem es sich leben lässt. Aus dieser Variante der Globalisierung von Biografien entstammen Kinder, die zwischen zwei Kulturen aufwachsen. Eines Tages werden sie voller Fragen dorthin aufbrechen, woher ein Elternteil gekommen ist. Und eine neue Geschichte wird beginnen.

Nora, die Hauptfigur von ›Hochzeitsnacht‹, hat Urs, einen Schweizer, gefunden und verbringt an seiner Seite die letzte Nacht vor der Abreise in der Wohnung ihrer Kindheit. Wenn sie einmal weggegangen sein wird, wird nichts mehr sein wie

zuvor. Deshalb zweifelt sie. Andererseits würde sie durch ihre Auswanderung den Traum des Vaters erfüllen, dem ein Leben in der Freiheit einst verwehrt blieb.

Als Schriftsteller, der von seinem Schreiben leben muss, bin ich nicht gerade prädestiniert, mein Leben in teuren Hotels zu verbringen. Deshalb war es in dieser Hinsicht bemerkenswert für mich, dass ich in den letzten Jahren als Hotelautor einige Tage in zwei Luxushotels verbringen durfte: Im Badrutt's Palace in St. Moritz, einer der ersten Adressen der alten, traditionsreichen Hotellerie, und im Budersand Hotel auf Sylt, einem eleganten und stilvollen Ort an der Südspitze der Insel.

Es sind Oasen der Ruhe für Privilegierte, wo man, umschwirrt von freundlichem Personal, die kleinen und großen Katastrophen des Lebens vergessen kann. Es sind Orte, die – man könnte es fast glauben – alle Wunden heilen. Die gesamte Insel Sylt und der Mythos St. Moritz stehen für einen Traum, der – bei passendem Geldbeutel – möglich scheint: frei von Sorgen, Schmerz, Verlust zu leben.

Es war für mich eine wohltuende, aber auch irritierende Erfahrung, die ich in den beiden Erzählungen ›Gestrandete‹ und ›Die Augen der Alten‹ verarbeitet habe. Darin scheint zuerst alles wie gewöhnlich zu verlaufen, kein Tag unterscheidet sich vom anderen, man bleibt unter sich, ungestört und fern vom Lärm der Welt. Bis dann eines Tages die krude Realität über die Bewohner des Paradieses mit voller Wucht hereinbricht. Das wird in beiden Geschichten durch dasselbe Ereignis angekündigt; es ist etwas so Unerwartetes, dass es die Menschen in Staunen und gespannte Erwartung versetzt und die tägliche Routine des Wohllbens unterbricht.

2012 kamen die meisten Migranten aus Afrika und blieben in Südeuropa stecken. Ich konnte nicht wissen, dass ich ein Szenario entwarf, das für das nördliche Europa einige Jahre später tatsächlich wahr werden würde.

Ich möchte zum Schluss auf die Erzählung ‹Russisches Roulette› zu sprechen kommen. Ihr zugrunde liegt eine kurze Begegnung in Shanghai, die sich später in der Nähe von Turin fortsetzte. Der junge Mann, ein *bel uomo*, wie ich ihn in der Geschichte nenne, hat scheinbar alles, was zu einem erfolgreichen Leben gehört. Und doch spürte ich im Gespräch auch eine Schattenseite, die er erst später zugab.

Sein Leben ist so untypisch für ein von wirtschaftlichen Krisen erschüttertes Land wie Italien. Während viele Italiener ins Ausland gehen, nach England zum Beispiel, scheint ihm in der Heimat alles zu gelingen. Auch er hat jedoch seine Schwachstelle, seine Achillesferse. Es ist ein Geheimnis, das sein vordergründig gelungenes Dasein zu zerstören droht.

Was in meiner Erzählung beim Zusammentreffen des weltgewandten Italieners mit dem marokkanischen Dieb zum Vorschein kommt, steht, so glaube ich, als Klammer und Essenz für alle Geschichten des Bandes: Die Protagonisten dieser Erzählungen sind auf die eine oder andere Art allesamt Gestrandete.

Zürich, 1. März 2017

Der Nabel der Welt

Vater bekreuzigt sich und sagt: «Wir haben Glück gehabt.»

Vater träumt oft vom Großvater und wie dieser auf ihn zugeht, durch Mauern hindurch. Manchmal taucht er so plötzlich auf, dass Vater erschreckt und verschwitzt aufwacht. Überhaupt erhalte er an solchen Tagen schlechte Nachrichten, behauptet Vater.

An solchen Tagen bleiben die Briefe auf dem Flur liegen, und er schaut sie nur von Weitem an. Einen Tag später, Großvater hin oder her, werden sie geöffnet, als ob die Mitteilungen nun andere wären als am Tag zuvor. Vater hat den Tick mit dem Aberglauben. Wenn er so redet, erwacht in ihm der Bauernsohn wieder zum Leben und gemeinsam mit dem Bauernsohn auch die anderen Dorfbewohner, Lebende und Tote, die weite, trockene Donauebene, die Tierherden und die Sonne seiner Kindheit. Vor allem aber auch der Aberglaube und damit scharenweise Vampire, Hexen, Geister, Untote. «Nach Sonnenuntergang war keine Christenseele mehr im Freien», erzählt er. «Vampirzeit. Alle in den Häusern und Dracula auf der Straße.» Vater übertreibt gelegentlich.

Dracula war einer mit langen Zähnen, der üppigen viktorianischen Frauen Angst einflößte. Er verließ Transsilvanien, als es ihm dort zu langweilig wurde. Dracula war der erste Emigrant aus meiner Heimat. 1982 folgten wir, Vater, Mutter und ich, doch man braucht keine Angst zu haben: Wir stehen nicht in direkter Abstammung.

«Wir haben Glück gehabt», sagt Vater und atmet laut aus, um uns seine Erleichterung zu zeigen. «Wir haben den letzten Zug genommen», meint Mutter und wirkt schwermütig. Nachdem sich Vater bekreuzigt hat, schaltet er das Radio ein. Radio Freies Europa. Seit achtzehn Jahren den gleichen Sender, täglich um achtzehn Uhr. Vater hört sich Heimat an. Wenn ich zu Besuch bin, höre ich mit. Ich bin dann wieder klein, winzig klein und sehe uns beide zu Hause. Zu Hause an der Straße mit dem Bahnhof, wo Züge noch richtige Züge waren, mit qualmenden Lokomotiven, ächzenden Geräuschen und so weiter. Wo es keinen Grund gab, nostalgisch zu sein, weil Nostalgie einfach kein Teil des Plans war. Sie ist der Preis, der erst hinzukommt, wenn man festsetzt. In der Schweiz zum Beispiel.

Wenn Vater und ich Radio hören, glänzen unsere Augen und jeder sagt abwechselnd «Psst! Psst!», wenn der andere zu laut redet. Vater kommentiert am besten, er kennt die Radiostimmen sogar mit Namen. Er kennt die Zusammenhänge. Weil ich ihm gern zuhöre, frage ich nach. Er gibt gern Antworten und baut sie zu wahren Geschichten aus. Von Vater habe ich das Geschichtenerfinden geerbt. Von Mutter die Schwere. Doch nicht zu viel, bloß genug für die Bodenhaftung. Bodenhaftung braucht man, wenn man nicht wie ein Wetterballon in die Luft steigen und zusammen mit all den Radiostimmen heimwärts fliegen möchte.

An einem Augustmorgen, 1982, wurde alles anders als zuvor. Als ich erwachte, war in der Wohnung nichts verändert. Sie war ordentlicher als sonst, denn Mutter hatte sich besondere Mühe gegeben, sie wollte nicht, dass man sie nach unserem Abgang für eine schlechte Hausfrau hielt. Vater hatte gemeint, dass ihre Arbeit vergeblich sei. Bis man gemerkt hätte, dass wir nicht mehr zurückkommen, hätte sich der Staub längst wieder gesetzt. Mutter ließ sich nicht verunsichern, und so lebten wir den letzten Tag zu Hause wie in einem Museum. Nur in den

Schränken fehlten bereits die Kleider, und überall lagen kleine weiße Zettel mit den Namen derjenigen, die unsere Sachen erhalten sollten. Ich dachte: «So kommt ein bisschen von uns überallhin.»

Wenn ich mich anstrengte, fielen mir die Zettel gar nicht auf. Nur nicht hinschauen, ins Badezimmer gehen – zettelfreier Raum – sich waschen, sich anziehen und abreisen. Wir nahmen das Frühstück schnell zu uns, Mutter wischte danach den Küchentisch ab, wusch und trocknete das Geschirr und stellte es wieder in den Schrank zurück. Vater überprüfte die Fenster, die Wasserhähne, den Gasherd, dann verließ er als letzter die Wohnung, schloss die Tür zweimal ab, stieg zu uns in den Fahrstuhl, und so fuhren wir schweigend acht Stockwerke hinunter. Später wurde alles entsprechend unseren Wünschen verteilt. In meiner Vorstellung aber steht heute noch alles an seinem alten Platz, mit weißen Zetteln versehen. Nicht einmal der Staub hat sich gesetzt. Es ist still und schattig.

Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich unsere Abreise bedauerte oder sie mir wünschte. Ob ich mich fürchtete. Ob ich selber wählte. Es war eine Abfolge von Ereignissen, nichts weiter, und an dieser Stelle versagt das Gedächtnis. Vielleicht war es sogar ein bisschen aufregend. Ein kleiner Mitläufer. Ich.

Die Schweiz fiel uns zu wie ein Lotteriegewinn. Vater hatte einen guten Riecher. Vor einem bescheidenen Hotel in Zürich, nach mehreren Tagen Fahrt durch Europa und bereit für die Weiterreise, fragte Vater einen feinen Herrn auf der Straße um Rat. Dreißig Sekunden Inspiration haben gereicht gegen die Verzweiflung. Es war wie beim Fußball, wenn man mit einem Tor in der 90. Minute alles klar macht. Ob der feine Herr Gott war, wissen wir nicht. Das einzige, an das wir uns erinnern, ist, dass er eine dunkle Limousine fuhr.

Um es klar zu stellen: Wir blieben an diesem Ort, weil irgendjemand – Gott zum Beispiel – uns den Namen einer Person

aufschrieb, die uns weiterhalf. Binnen Sekunden war es beschlossene Sache. Jahrelang schmiedet man Pläne, doch das Wesentliche ereignet sich blitzschnell. Es hätte Patagonien sein können. Dass es aber die Schweiz wurde, freut uns heute noch ganz besonders. «Der Nabel der Welt, Junge», sagt Vater, «der Nabel der Welt. Wir haben eben Glück gehabt.» Lotteriekeimat. Wir haben nicht zu denken gewagt, dass es die Schweiz sein könnte. Sie ist eher ein Spielzeug für die Phantasie gewesen. Eines Tages steht man mittendrin, trifft womöglich Gott und achtzehn Jahre später wundert man sich, dass so viel Zeit vergangen ist.

Heute schaut sich Vater Afrika im Fernsehen an und nimmt Tierfilme auf Video auf. Wenn Jagdszenen gezeigt werden und die Löwinnen im hohen Savannengras umherstreifen, ruft er uns alle zusammen. Das ist fast so schön, wie gemeinsam Heimatsprache im Radio zu hören. Manchmal überlebt sogar ein Gnu.

Vater spult den Film zurück, um nachzuprüfen, ob die Aufnahme in Ordnung ist. Dann ist die Löwin erneut hinter dem Gnu her, und das Gnu kriegt eine zweite Chance. Doch auch diesmal stirbt es genauso erbärmlich wie zuvor. Als das Tier umknickt, drückt Vater die Stopptaste. Er beschriftet das Band und sagt: «Ich kenne einen Film, in dem das Gnu es schafft. Es stellt sich einfach tot und läuft davon, sobald die Löwin unaufmerksam ist. Gnuschläue.»

In Vaters Videosammlung sterben Gnus, landen Außerirdische, verunglückt Lady Di, und es fallen Unmengen an Fußballtoren. Aber am meisten vertreten sind Berichte von zu Hause. Kurze Ausschnitte, oft nur die letzten Minuten. Doch um das Zuhause zu erkennen, braucht man nicht mehr als einige Sekunden. Noch bevor ein Wort gesprochen worden ist, fällt dem Auge irgendwas auf, und der Atem wird schneller. Das Wesentliche ist dann sichtbar.

Die besondere Art des Innenraums eines Bauernhauses zum Beispiel. Wandteppich, Holzofen, besticktes Tischtuch, ein Je-

susbild. Dicke Bettdecken und Kissen im Hintergrund. Die Bekleidung der Bäuerin: strapazierfähiger Stoff wegen der harten Arbeit, geblümter Rock, Kopftuch. Ein Schulterzucken, ein Kopfnicken, ein Lächeln. Der Hof mit dem Ziehbrunnen und dem Pferdekarren für die tägliche Fahrt aufs Feld. Dahinter die Dorfkneipe: ein Zimmer, drei Tische, fünf Besoffene. Kaum eine Auswahl in den Gestellen: Schnaps in dunklen und hellen Flaschen. Da kommt der Rausch von selbst. Schokolade Marke Ost, hart und bitter.

Dann dringt die Fernsehkamera in einen anderen Hof ein, dort wird Hochzeit gefeiert. Die Braut tanzt mit ihrem Vater und weint. Der Bräutigam leert ein Glas Schnaps in einem Zug. Die Generalprobe für den späteren täglichen Gang in die Kneipe. Aber solche Details interessieren uns nicht. Wir sitzen wie verzaubert da, bis der Film zuende ist. Danach überprüft Vater die Qualität der Aufnahme. Wie bei den Gnus.

Wir waren von Anfang an gute Emigranten. Angepasst an die Sitten, weiß und auch sonst ganz europäisch. Glück gehabt. Das Fremdsein sieht man uns nicht an. Man hört es höchstens. Rollende Rs, falsche Wortstellungen, falsche Artikel, falscher Fall, falsche Betonungen, lange Äh-Reihen, bis einem das richtige Wort einfällt, Zuhilfenahme des Wortes «Dingsda» oder der Frage: «Wie sagt man gleich?», immer ein bisschen überschwänglich im Tonfall. Aber die Schweizer nehmen uns so etwas nicht übel, manche lieben die rollenden Rs sogar.

Das Problem ist, dass man selber nicht auffallen möchte. Jedes Auffallen ein Nichtdazugehören. Ein permanenter Aufenthalt in einer fremden Zone. Illegalität auf Dauer. Bereits achtzehn Jahre lang.

Die Denkpausen haben abgenommen, die Worte legen sich schneller auf die Zunge, und man wird öfter für einen «von hier» gehalten. Nun gut, nicht ganz «von hier», aber immer seltener «von dort». Aus den Bergen zum Beispiel. Aus Gegenden,

wo auch Schweizer die Rs rollen. Uns zuliebe etwas Weiches einfügen, gut für Emigrantenzungen, für Vaters Zunge zum Beispiel.

Vater sagt: «Diese Zungenbrecher bereiten mir Kopfzerbrechen.» Dabei könnte er zufrieden sein. Die Sprache hier «bei uns» – da sage ich endlich «bei uns» – ist im allgemeinen weich. Fast keine Kraftausdrücke. Da könnte man die Zungenbrecher glatt übersehen. Da könnte man buchstäblich glücklich sein, ganz ohne Kraft auszukommen. Jedenfalls nicht mehr Kraft, als fürs Ausharren notwendig ist.

Nach achtzehn Jahren lege ich mir die Worte im Mund immer noch zurecht, wie Perlen, die ich gleich ausspucke. Wenn ich unsicher bin, rede ich undeutlich und bilde mir ein, dass es niemand merkt.

Man sagt: «Ich liebe dich» und fühlt nichts. Man sagt: «Ich hasse dich» und fühlt nichts. Man fühlt erst, wenn man es nach innen übersetzt. In die Sprache der Kindheit. In die Sprache, in der Vater fluchte und das erste Mädchen nach mir verlangte. Wenn man auch dann nichts mehr fühlt, ist man verloren.

Flüchtlingspass. Blau mit zwei grauen Strichen in der rechten oberen Ecke. Wenn man solch einen Pass besitzt oder einen anderen mit der falschen Farbe, fangen die Probleme bereits auf dem Konsulat an.

«Ausländerausweis, Arbeitsbestätigung, Bestätigungsschein über die Krankenversicherung. Bestätigungsschreiben der Zimmerreservierung für die Gesamtzeit des Aufenthaltes, ansonsten eine durch die Gastfamilie auf dem Bürgermeisteramt abzuholende und von dieser zu unterschreibende Erklärung betreffs der Übernahme aller zusätzlichen Kosten während Ihres Aufenthaltes in Frankreich. Spital, Sachschaden bei Unfällen und so weiter. Ein aktualisierter Auszug Ihres Bankkontos. Ein Monat Wartezeit, vielleicht kürzer. Was? Sie haben noch Fragen? Ich kann nicht darauf antworten, Monsieur. Gehen Sie

bitte auf die Seite. Der nächste bitte. Nein, Monsieur, beschaffen Sie sich zuerst die auf dem Formular angekreuzten Unterlagen und dann kommen Sie wieder. Holen Sie sich eine Nummer im Erdgeschoss und warten Sie, bis man Sie ruft. Wie bitte? Zwei Fotos, Monsieur, nicht vier. Wie bitte? Jawohl, achtzig Franken für ein einmaliges Visum. Und jetzt gehen Sie auf die Seite, Monsieur, Sie stehen im Weg. Was meinen Sie? Wieso ich den Kopf nicht hebe, wenn ich Ihnen antworte? Gehen Sie bitte auf die Seite, Monsieur.»

Ich fragte die Madame am Schalter, ob sie nicht auch die Länge meines Schwanzes wissen wolle. Vielleicht wär's wichtig, für Frankreich. Ganz mit rollendem R und auf Französisch gefragt. Sie hob den Kopf und stockte. «Wie bitte, Monsieur?» Höflich bleiben, Madame. Mit allen Mitteln höflich bleiben. Kaum hatte ich die Frage gestellt, schon lachten alle anderen Wartenden. Im Haus des französischen Konsulats in Zürich breitete sich ein befreiendes Lachen aus. Wer nur ein bisschen Französisch verstand, der lachte.

[...]

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de